

Nr. 114. **Bromberg, den 23. Juni** **1926.**

Ein verlorenes Paradies.

Von Frieda Zieschank.

(3. Fortsetzung.)

In Adelaide ging König von Bord, er kürzte seine Reise ab, indem er von hier mit der Bahn nach Sydney fuhr. Zuletzt war er doch wieder täglich zum Schachspiel gekommen, und immer hatte sich ein Plauderstündchen angeschlossen.

Beim Abschied war er fast bewegt, und auch Martha empfand sein Fortgehen als Verlust. War er doch der einzige an Bord, dem sie etwas nähergetreten war, der etwas von ihrem Schicksal wußte — und vermutlich noch mehr davon ahnte.

„Alles, alles Gute für Ihre Zukunft. Und vergessen Sie nicht: immer, jederzeit steht Ihnen mein Haus zur Verfügung. Als seine Leiterin oder als Gast auf unbeschränkte Zeit — immer werden Sie willkommen sein!“ Ein kurzes Winken noch, und er war fort.

*

Die Seydlitz manövrierte sich vorsichtig an den von Menschen wimmelnden Pier von Melbourne heran. Die Fahrgäste drängten, wie immer beim Einfahren, an der Reeling, diejenigen, die hier ihre Reise beendet hatten, fertig zum Aussteigen gerüstet, ihr Handgepäck neben sich. Unter ihnen Fräulein Gerber und Maria Meinert.

Zimmermann war als Eifrigster auf dem Ausguck, und — man mußte es ihm lassen — er entwickelte einen erstaunlichen Scharfblick.

„Da! da steht er ja, der Bräutigam. Der Kleine dort muß es sein!“ Er zeigte auf zwei in Lutherröcke gekleidete Gestalten, einen weißbärtigen Alten und einen kleinen gedrungenen Mann mit langem schwarzen Vollbart, der sicher auch ein guter Vierziger war.

Neben Martha Peters stand Fräulein Gerber, fiebernd vor Aufregung in Erwartung ihres ihr unbekannten Bruders.

Jetzt betrat als erster ein eleganter blondbärtiger Herr die Landungsbrücke.

„Da ist er — oh, das ist er ja!“ schrie Fräulein Gerber in höchster Erregung.

„Unsinn. Das ist ja der Lloydagent!“ verabfolgte ihr Zimmermann mit sichtlichem Behagen eine Enttäuschung.

Und er hatte recht, es war wirklich der Agent gewesen. Verstört suchten die Augen des alternden Mädchens die nächststehenden Menschengruppen unten auf dem Pier ab. Es drängte jetzt in dichten Haufen von dort an Bord, auch die beiden Gottesmänner schoben sich langsam über die Brücke.

„Ich sehe Ihren Bruder jetzt!“ rief Zimmermann, „dahinten, ganz rechts steht er — der mit den zwei Kindern.“

Ein Blick in der angezeigten Richtung, und vernichtend traf das Auge der beleidigten Schwester den Berliner.

Es war ein unscheinbarer Bauersmann, der dahinten stand, mit Schirmmütze und Knotenstock, neben ihm ein halbwüchsiger Knabe und ein Mädchen in steifem Staat, wie ihn auch daheim die Landkinder tragen, wenn sie sich für Stadtbesuch putzen.

Eine halbe Stunde furchtbaren Durcheinanders. Vom Lande schob es in dichter Schar über die Brücke an Bord, staute sich in den Gängen an Deck. Wiedersehensszenen! — Umarmungen! — Kofferberge!

Später, als das Gedränge sich etwas gelichtet hatte, erblickte Martha unten auf dem Pier neben ihren Koffern Fräulein Gerber im Kreise der gefundenen Verwandten — es waren wirklich der biedere Landmann und seine Kinder.

Die „Missionsbraut“ verließ an der Seite des kleinen, langbärtigen Mannes das Schiff — das schlanke Mädchen überragte seinen Begleiter fast um eine halbe Kopflänge.

In Gedanken versunken blickte Martha ihnen nach. Eine bange Unruhe überfiel sie. —

Wie würde der Mann aussehen, der sie erwartete?

Über sein Äußeres hatte sie sich bisher überhaupt noch keine Gedanken gemacht. Äußerlichkeiten waren ihr ganz nebensächlich. Und doch — das Äußerliche ist mitbestimmend für den ersten Eindruck, den man von einem fremden Menschen empfängt, und der erste Eindruck ist oft ausschlaggebend, die Hindernisse, die durch ihn entstehen, oft schwer — manchmal nie zu überwinden.

Er konnte häßlich sein — das würde sie nicht abschrecken. Aber wenn er nun irgendetwas Lächerliches an sich hätte —? Lächerlichkeit tötet, auch die besten Gefühle. Und wo Gefühle überhaupt noch nicht vorhanden sind — wo sie erst kommen sollen — —

Es war schon besser, sich solchen Gedanken nicht hinzugeben — sie hatte den ersten Schritt ins Ungewisse getan, und mußte nun auch die weiteren tun. Und wenn es unmöglich sein sollte, den eingeschlagenen Weg bis zum Ende zu gehen — nun, dann blieb immer noch als rettender Ausweg der andere, den König ihr gezeigt hatte.

*

In Sydney wurde Martha von einer älteren deutschen Dame abgeholt.

Draußen in North Shore, in einer hübschen kleinen Villa, in angenehmem Familienkreis, verlebte sie die Woche, die sie bis zur Abfahrt des Anschlußdampfers warten mußte. Einige Ausflüge in die Umgebung ließen sie einen starken Eindruck gewinnen von der Schönheit dieser Königin des australischen Kontinents.

Unendlich wohltuend empfand sie das Geborgensein in diesem echt deutschen Heim in fremdem Lande, und sie war Uffrecht von Herzen dankbar, dessen Fürsorge sie dies zu danken hatte.

Auch in Sydney wieder hatte ein Brief von ihm sie erwartet. Er gebrauchte nun als Selbstverständlichkeit das „Du“, sonst aber blieb sein Ton zurückhaltend: „Ich habe die feste Überzeugung, daß, so hieß es in dem Schreiben, eine mit ruhiger Überlegung geschlossene Ehe, sofern sie auf gegenseitiger Achtung beruht, eine viel größere Sicherheit gegen spätere Enttäuschungen bietet, als ein Bund, den die Leidenschaft geknüpft. Ganz jungen Ohren klingt ja ‚Liebesehe‘ immer schöner als ‚Vernunftehe‘, doch denke ich, zwei reife Menschen wie wir, lassen sich von lieblichem Klange nicht täuschen, haben vielmehr ein sicheres Gefühl für den inneren Gehalt der Ehe- und Familienfrage ....“

Sie war damit durchaus zufrieden.

*

Nun war der letzte Abend an Bord des Neuseeländer Dampfers. Am nächsten Morgen sollte die „Tofua“ in Apia einlaufen.

Martha Peters war fast fertig mit Packen, nur einige Kleider lagen noch auf dem Bett ausgebreitet. Sie musterte sie unschlüssig. In welchem sollte sie dem unbekannten Ver-

lobten zum ersten Male entgegentreten? Das duftige weiße Voilekleid war unstreitig das hübschere, das weißbesetzte hellblaue Leinen aber — das wußte sie —, kleidete sie am besten.

„Bin ich gefallsüchtig?“ fragte sie sich spöttisch. „Nein“, verteidigte sie sich dann vor sich selbst, „es ist mein gutes Recht, vielleicht sogar meine Pflicht, zu wünschen, daß ich ihm einen guten Eindruck mache.“

Und plötzlich erhob sich vor ihr eine neue Frage: wie wird der Eindruck sein, den i c h ihm mache? Was erwartet er von mir — werde ich seine Erwartungen erfüllen oder enttäuschen?

Sie stand vor dem Spiegel ihrer Kabine und bürstete ihr Haar zur Nacht. In schweren Wellen deckte die blonde Flut sie fast ein, bis auf die Knie floß sie herab.

Ja, ihr Haar, das war wohl etwas Besonderes, unter Tausenden von Frauen würde man Ähnliches nur selten finden. Aber diese ihre Schönheit kam kaum zur Geltung. Denn um die schwere Pracht hochhalten zu können, mußte sie fest in starke Zöpfe eingeflochten werden, und so wirkte sie unscheinbarer, wie das zu künstlicher Fülle aufgebauschte Haar anderer Frauen, die von Mutter Natur schlechter bedacht waren.

Sie ließ die Hand mit der Bürste sinken und starrte ihr Spiegelbild an. Lange. Eine ganz sachliche Prüfung ihres Äußern nahm sie vor.

Wenn Martha Peters auch keine Schönheit war, so hatte ihr unregelmäßiges Gesicht doch seine besonderen Reize. Der Mund war vielleicht ein wenig groß, aber die blaßroten Lippen waren stolz geschwungen. Die gewöhnlich kühl blickenden Augen verdunkelten sich zuweilen in irgendeiner Erregung — wie eben jetzt — so stark, daß sie einen eigenartigen Gegensatz zu dem hellen Haar bildeten. Ein Duft von Unberührtheit lag über dem schlanken ranken Mädchenkörper, spottete der Zeit und hatte holden Jugendreiz festgehalten.

Sie selbst aber schien wenig Zufriedenstellendes im Spiegelglas zu entdecken. Mit einem spöttischen Achselzucken brach sie die Musterung ab. Röte stieg ihr ins Gesicht, eine Röte der Scham über diese dumme weibliche Eitelkeit.

Mit einer ärgerlichen Hast raffte sie das blonde Gespinst zusammen, und als müsse sie es unschädlich machen, flocht sie es ganz besonders fest zusammen. Es bereitete ihr sogar eine gewisse Genugtuung, ihr eben noch weiches, lächelndes Gesicht nun herbe, fast finster zu sehen.

2.

„Land in Sicht!“

Martha stand oben auf dem Bootsdeck der „Tofua“ . . . Die Morgensonne schüttete ihr Gold aus. Schneeweiße Möwen wiegten sich in schnellem Flug — sie stiegen auf — entschwanden in der goldenen Leere. Die blaue Wasserflut des größten aller Meere schien sich in die Unendlichkeit zu weiten.

Und — wie ein wonniges Wunder der Schöpfung — wie ein köstliches Kleinod — wie ein leuchtender Smaragd — — aus Licht gehoben aus tiefem Meeresschoß von gütiger Gotteshand — so lag es da, umkränzt von des Riffbandes weiß schimmernder Pracht: S a m o a!

*

Rasselnd war der Anker im Hafen von Apia in die Tiefe gesunken; der Arzt war schon an Bord.

Das deutsche Mädchen, das scheinbar so ruhig und gelassen dastand, war innerlich zum Zerspringen erregt. Es sah nichts von dem lieblichen Bild des Strandes, der sich in sanftem Halbrund um den Hafen schwang, nichts von den grünen Höhen, die dahinter aufragten. Die vereinzelten Gestalten von Eingeborenen, die von dem Lotsen- und Arztboot schon an Bord gekommen waren — trotzdem sie für einen Neuankömmling schon des Interesses wert gewesen wären mit ihrem gewaltigen klassischen Körperbau und den warmen Bronzetönen ihrer Haut — Martha blickte über sie weg. Wie gebannt starrte sie nach einer Anzahl von Ruderbooten, die, noch in ziemlicher Entfernung, vom Strande her sich dem Dampfer näherten.

Nur ein Fahrzeug, durch die Flagge als Postboot kenntlich, war schon heran und legte eben am Fallreep an. Das Mädchen achtete seiner nicht, sondern blickte starr nach den ferneren, aber immer näher kommenden Kähnen.

„Welches der Boote mag es sein, das ihn bringt? — Vielleicht, ach vielleicht kommt er gar nicht?“ Dieser abwegige Gedanke schoß Martha plötzlich durch den Kopf, und wirkte flüchtig ein Gefühl der Erlösung in ihr aus — Erlösung von der Angst vor ungewissem, unerbittlich nahendem Schicksal. Denn dann — natürlich, dann würde sie das Schiff nicht verlassen und über — wohin fuhr die „Tofua“ doch weiter? — über Neuseeland und Australien würde sie zurückreisen. Sie riß sich zusammen. Der Mann kam ja selbstverständlich. Er würde — nein, sie hielt ihn nicht mehr aus, den Anblick der näher kommenden Boote.

Sie wandte sich, um in ihre Kabine zu flüchten. Aber als sie noch kaum drei Schritte gemacht hatte, wurde ihr Name, in des Stewards verstümmelndem Englisch, gesprochen:

„Miß Piëters.“ Der Steward machte eine verbindliche Handbewegung — — — Martha Peters und Karl Uffrecht standen sich gegenüber . . .

Das Mädchen hatte unwillkürlich stützesuchend nach dem Eisengeländer neben sich gegriffen. Jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen, und solche hilflose Angst lag in seinem Blick, daß der Mann einen halben Schritt zurücktrat. Dann aber griff er nach Marthas schlaff herabhängender Rechten, drückte sie zwischen seinen beiden Händen und führte sie ehrerbietig an die Lippen.

„Martha, haben Sie — hab innigen Dank, daß du gekommen! Willkommen, herzlich willkommen in Samoa!“

Sie blickte auf eine große, breitschultrige Männergestalt, in helle, scharfe Augen, die fragend die ihren suchten.

Unter dem Blick dieser Augen stieg langsam eine tiefe Röte in ihr blasses Gesicht. Unglaublich jung und reizend sah sie in diesem Augenblick aus.

Mein Gott — sie ist ja noch so jung! dachte der Mann, der sich die Dreißigjährige anders vorgestellt hatte. Er dachte es erstaunt, er dachte es entzückt. Und war so hingenommen von Staunen und Entzücken, daß ihm nicht das einfachste Wort zu sagen einfiel.

Und Martha sagte auch nichts und fand diese Begegnung über die Maßen peinvoll.

Das Schicksal kam ihnen zu Hilfe in Gestalt der an ihnen vorbeidrängenden Menschen, die sie daran mahnten, daß auch sie aussteigen mußten.

Die Sorge für das Gepäck, der sinnverwirrende Trubel, der sie umgab, enthob sie der lähmende Verlegenheit. Ein Eingeborener schaffte ihren Koffer über das Fallreep hinunter in ein leichtes Boot, das, von zwei Samoanern gelenkt, neben dem Schiffsleib schaukelte. Irgendwie gelangte dann auch Martha hinunter und saß wenige Minuten später auf der schmalen Bank am Heck, über die sorglich eine weiche Decke für sie gebreitet war.

Karl Uffrecht saß am Steuer. Da es um den Dampfer von vollbesetzten Booten und Leichtern wimmelte, nahm sein Amt zunächst seine Aufmerksamkeit so vollkommen in Anspruch, daß er sich um seine Gefährtin nicht kümmern, sie aber ihn um so ungestörter heimlich betrachten konnte.

Der mächtige weiße Tropenhelm überschattete ein Gesicht, dessen Haut gegen das blendende Weiß der Kleidung fast lederfarben erschien. Ein breites eckiges Kinn, energisch geschnittener Mund, von kurzgehaltenem dunkelblondem Schnurrbart überschattet, eine kräftig vorspringende Nase waren so ziemlich alles, was sie von seinem Gesicht sehen konnte. Die Hände, die die Steuerleine führten, waren groß, mager, braungebrannt, aber wohlgepflegt. Die Stimme, die jetzt den Ruderern einen Befehl zurief, klang hart, trotz der vokalreichen, Martha unverständlichen Sprache. — Dann, als sie freie Fahrt hatten und sein Blick, der bisher nur scharf und kalt den Weg für sein Fahrzeug berechnet hatte, für anderes frei wurde — für sie — da sah sie in ein Augenpaar, dessen unsicheres Fragen aus einer warmen Freude herauszukommen schien. Nun brach er auch das Schweigen, das anfing bedrückend zu werden, mit harmlosen Fragen nach dem Verlauf ihrer Reise, die sie zu ihrem eigenen Erstaunen ebenso harmlos beantworten konnte. Nur das Du wollte ihr nicht über die Lippen, und rücksichtsvoll kehrte auch er wieder zu der formellen Anrede zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlange.

Skizze von **Clementine Krämer**

Eine Brillantnadel, in Form einer Schlange, — das Auge ein blitzender Smaragd — die tagelang in dem Schaufenster des ersten Juwelengeschäftes die Blicke auf sich gezogen hatte, war abhanden gekommen.

Dies stand groß angezeigt in dem Kurblatt des Weltbadeortes zu lesen, und gleichzeitig war für Wiederherbeischaffung ein goldenes, ringsum mit Diamanten besetztes Zigarettenetui — gegebenenfalls der Geldeswert dafür — in Aussicht gestellt.

Den andern Tag schon erhält der Juwelenhändler einen — zweifellos von Damenhand geschriebenen — Brief, er möge sich denselben Nachmittag noch zum five o' clock auf der Terrasse des Grand Hotel einfinden. Wenige Minuten danach werde sich eine Person, die ihn kenne und beobachtete, zu ihm gesellen, und er solle Aufschluß erhalten über den Verbleib der Schlange.

Daraufhin setzt der Bestohlene zweimal den Fernsprecher in Bewegung: zuerst bestellt er in dem ihm angegebenen Hotel zwei kleine Tische unweit voneinander. Dann klingelt er die Polizei an und ersucht um einen Detektiv an den zweiten Tisch.

Zur bestimmten Zeit ist er — eine täuschende Imitation seiner „Schlange" (man kann nie wissen) in der Tasche — auf seinem Platz. Er denkt, er werde — bestenfalls — einen amüsanten Nachmittag verbringen; man wird ihm vermutlich allerhand Andeutungen machen, Tips geben, aber keinesfalls wird er seinen Schmuck wieder sehen. „Geschäftsunkosten" tröstet er sich, und besinnt sich zum hundertsten Mal darüber, wie es möglich war, daß . . .

Da raschelt es neben ihm und umduftet ihn diskret. Eine angenehme, kleine Person ist zu ihm getreten, verschleierten Gesichts zwar, doch konstatiert er sogleich unschwer elegante Kopfhaltung und ungewöhnlich anmutige Nackenlinie.

Er ist aufgestanden, hat — sich verbeugend — ihr andeutungsweise die Hand geküßt. Und schon — noch ehe sie ein Wort sagt — schlägt sie den Schleier, der bis über die Brust herabfiel, zurück und siehe: vorn am Halsausschnitt glänzt ihm eine Brosche entgegen. Sie deutet darauf hin mit dem Zeigefinger, daran ein ähnlicher Smaragd wie das Auge der Brosche aufleuchtet.

„Ein Glas Sekt?" fragt der Juwelier und gibt dem Kellner die Weisung. — Sobald er diesen außer Hörweite weiß, flüstert er aber: „Gegenüber sitzt der Detektiv, ich kann Sie jetzt sogleich verhaften lassen, meine Gnädigste." Sieht dabei auf das Schlänglein, das sich glitzernd zu dehnen scheint, so als hätte es eine kleine, lebendige, perfide Seele, die etwa sprechen wollte: „Fühle mich recht behaglich hier . . ."

Die Frau erwidert verbindlich: „Wenn Sie es wollen, bitte; ich habe mich selbst in Ihre Hand, man könnte auch sagen, in Ihren Schutz gegeben." Sie spricht das alles anmutig und liebenswert, erhebt das Champagnerglas und leert es — ihm zutrinkend — auf einen Schluck.

„Sie lieben Smaragdsteine?" — fragt er, nimmt dabei ihre gepflegte Hand in der seinen auf und betrachtet den Ring an ihrem Finger eingehend: „Wäre für mich beinahe eine kostspielige Liebhaberei geworden."

„Beinahe?"

„Ich vermute, Sie sind gekommen, mir mein Eigentum zurückzugeben?"

„Wenn Sie es wünschen . . ."

„Das ist gut", lacht er, „wenn ich es wünsche! Das ist sogar sehr gut. Sind Sie nicht deshalb hergekommen?"

Sie schweigt. Dann erzählt sie auf seine entsprechende Frage, auf welche Weise sie sich in den Besitz des Schmuckes gesetzt hat: sie habe also von außen zugesehen, wie er die Nadel aus dem Fenster nahm, um sie einem Herrn und einer Dame vorzulegen, und zu anderen Stücken legte, die die Beiden ebenfalls prüfend betrachteten; dies sei leicht zu beobachten gewesen durch das nach dem Ladeninneren offen gelassene Schaufenster. Die Dame habe eine Hornbrille auf der Nase gehabt und der Herr . . .

„Richtig, das war das amerikanische Ehepaar, die lehnten die Schlange ab, Schlangen brächten kein Glück . . ."

„Oho!" wundert sich die Fremde, und fügt dann keck lachend an: „Vielleicht war sie ihnen auch zu teuer, den Amerikanern." Doch sie unterbricht sich und fährt fort: sie wäre nun rasch eingetreten, habe die Verkäuferin, die auf der anderen Seite des Raumes stand, gefragt, ob irgendwer — ein ausgedachter Name — hier im Hause wohne, und dann — in der einen Sekunde — wie diese sich befragend dem kleinen Ladenmädchen zugewandt habe, wäre die Nadel in ihrer Hand verschwunden, und schon sei sie, für die Auskunft dankend, draußen gewesen.

„Und weiter?" fragt er.

„Wieso weiter?"

„Nun hatten Sie Furcht, entdeckt zu werden, oder weshalb sonst kamen Sie hierher?"

„Um meine Geschicklichkeit zu prüfen", lachte sie.

„Ihre Geschicklichkeit, — ja die hatten Sie doch bereits tags zuvor . . . — ach so", unterbricht er sich, begreift und lacht ebenfalls, denn dies Frage- und Antwortspiel beginnt ihn zu amüsieren, „ach so, Sie wollten sehen, ob Ihre Geschicklichkeit so weit reicht, daß Sie mir die Nadel abschwatzen können?"

Sie hebt langsam die Lider zu ihm auf und trinkt ihm zu.

„Es muß anerkannt werden, meine Gnädige, daß Sie mit offenen Karten spielen" — und er tut ihr Bescheid. „Wenn ich nun aber statt aller weiteren Abenteuerlichkeit" — fährt er fort — „es vorziehe, dem Detektiv zu winken — sehen Sie, der da drüben ist es am zweiten Tisch links — ich brauche nur dasGlas zu heben und ihm zuzunicken, er trinkt auf meine Kosten den gleichen Sekt wie wir. Wenn ich es also vorziehe, frage ich, Sie jetzt auf der Stelle verhaften zu lassen, was dann?"

„Dann sind Sie kein Kavalier, mein Herr. Im übrigen könnte mir nicht viel passieren, denn ein Diebstahl ist keinesfalls nachweisbar; mein Hiersein beweist: ich habe die Nadel nicht genommen in der Absicht, sie zu behalten, es könnte höchstens „grober Unfug" herausgeknobelt werden."

„Juristin?" fragt er.

„Man erkundigt sich von Fall zu Fall."

Seine Miene spricht: „Du bist mir eine Gerissene, du."

Dann zieht er das in der Zeitung beschriebene Goldetui aus der Tasche und bietet ihr zu rauchen an.

Sie entnimmt eine Zigarette, brennt sie an dem von ihm bereitgehaltenen Feuerzeug an, betrachtet das Etui, fragt: „Jetzt wollen Sie sogleich Ihre Nadel haben, nicht wahr?"

„Ja natürlich", lacht er.

Sie klagt: „O, das ist nicht nett."

Er aber streckt diskret die Hand aus: „Nein, nein, das geht denn doch nicht, mein schönes Mädchen."

„Also bitte", sie steckt betrübt die Brosche ab und reicht sie ihm.

„Also bitte", imitiert er die Worte und den Tonfall und legt das Etui in ihre Hand. Dann zieht er eine kleine, mit grauem Samt überzogene Schachtel aus der Tasche, legt die Schlangennadel hinein und läßt sie verschwinden. „Dann wären wir also im Reinen mit einander," sagt er, „danke für den amüsanten Nachmittag."

„Ein teurer Nachmittag," klagt sie.

„So bestimmt haben Sie damit gerechnet, daß ich Ihnen den Schmuck überlassen würde? — Nein, mein Kind, ich bin kein Idealist, ich bin Geschäftsmann."

„Das scheint mir so."

„Haben Sie eine Ahnung, was die Nadel wert ist? — Viele, viele Tausende."

Und sie: „Ich pflege nicht für eine wertlose Sache mich zu strapazieren, mich Gefahren auszusetzen, einige kostbare Stunden für nichts dranzugeben."

„Ist Ihre Zeit so wertvoll?"

„Vielleicht."

„Sie machen sich gerne interessant?"

„Bin ich es Ihnen nicht?"

„Doch" — sagt er mit eins, und — als ob er von einem plötzlichen Entschluß getrieben sei, greift er in die Tasche, zieht die graue Samtschachtel hervor: „Bitte."

„Danke sehr" und vor Freude errötend, befestigt sie sogleich die Nadel wieder vor ihrer Brust.

Bald erhebt sie sich: sie gehe jetzt, sich kostümieren für den Maskenball, den heute abend das Grand Hotel seinen Gästen gebe.

Es ist lustig auf dem Maskenball im Grand Hotel. Eben hat der Hanswurst sie abgeküßt. Sagt ihr jetzt: „Du, du bist mir gleich aufgefallen wegen deiner Nadel da vorn, die so gut zu dir paßt, du feine Schlange; die beste Imitation, die ich je gesehen habe."

Sie lacht: „Ob i c h falsch bin, das lassen wir auf sich beruhen, aber die Nadel — wenn du ahntest, wer sie mir geschenkt hat — das ist ja Unsinn."

„Das ist kein Unsinn," beharrt der Hanswurst, „das läßt dir gerade d e r sagen, der dir sie heute nachmittag schenkte . . ., und er hat mich eigens dazu hergeschickt."

Die Apotheke als Totenkapelle.

Vor etwa anderthalb Jahren wurde in Paris durch eine Verordnung des Polizeipräfekten die Sonntagsruhe im Apothekergewerbe eingeführt. Bis dahin stand es Besitzern von Apotheken frei, ihre Geschäfte am Sonntag offen zu halten oder zu schließen. Herr Doktor Hocque, Apotheker erster Klasse, Ritter der Ehrenlegion und der Militärmedaille, der eine gut gehende Pharmazie an der Place de la Nation, in einem stark bevölkerten Stadtteil von Paris, besitzt und diese stets Sonntags offen gehalten hatte, war aber mit der neuen Verordnung nicht zufrieden. Sie schien ihm unvereinbar mit seiner Auffassung von der Freiheit, die durch die französische Republik als einen ihrer Grundsätze verkündet ist, und er beschloß, sich um die neue Verordnung nicht zu kümmern. Sonntag für Sonntag öffnete er seine Apotheke weiter. Es dauerte nicht lange, bis Herr Hocque ein Strafmandat erhielt. Das ließ ihn völlig kalt, und er hielt trotzdem sein Geschäft jeden Sonntag weiter offen. Strafmandat folgte auf Strafmandat, ohne daß sich der unerschrockene Apotheker dadurch bestimmen ließ, seine Opposition gegen die Polizeiverordnung aufzugeben. Das ging so weit, daß Herr Hocque einen neuen Weltrekord aufgestellt hatte. Er war schließlich Inhaber von 63 Strafmandaten geworden, was immerhin eine recht ansehnliche Leistung darstellt. Schließlich wurde aber dem Polizeipräfekten die Sache zu bunt. Er zitierte den Apo-

theker vor ein Polizeigericht, das ihn zu zwei Tagen Gefängnis und 10 000 Franks Geldstrafe wegen wiederholter Übertretung einer Polizeiverordnung verurteilte. Selbstverständlich nahm der Apotheker diese Verurteilung nicht ruhig hin, sondern legte Berufung ein und ließ die Verordnung auf ihre Gesetzlichkeit durch den Obersten Gerichtshof, den Staatsrat prüfen. Das Kassationsgericht bestätigte das Urteil und der Staatsrat verkündete, daß die Polizeiverordnung zu recht bestehe. Jetzt endlich entschloß sich Dr. Hocque, seine Opposition aufzugeben und seine Apotheke Sonntags zu schließen. Aber bevor er das tat, wollte er wenigstens den Richtern durch eine Manifestation seine tiefste Mißachtung ausdrücken. Zu diesem Zwecke ließ er am letzten Sonntag seine Apotheke in eine Totenkapelle verwandeln. Schwarze Vorhänge drapierten den Eingang und die Wände und in der Mitte war ein zwei Meter hohes Grabdenkmal aufgestellt, das einer seiner Freunde entworfen hat. Daneben standen zwei hohe Kerzen und über dem Grabmal waren zwei Totenköpfe angebracht. Auf dem Grabstein konnte man folgende Inschrift lesen:

„Hier ruhen die Pergamentleichen meiner Diplome als Doktor der Pharmazeutik und als Apotheker erster Klasse, verschieden am heutigen Sonntag nach einer langen und grausamen Krankheit, die durch den Staatsrat und den Kassationsgerichtshof für unheilbar erklärt wurde."

Am Fuße des Grabmals stand eine Tafel, auf der zu lesen war: „Die Kranken werden gebeten, nicht am Sonntag zu sterben." Den ganzen Vormittag über erschienen Delegationen der fünf großen Apothekerverbände, um Dr. Hocque ihr Beileid auszusprechen und Kränze am Grabe der Doktordiplome niederzulegen.

Die Techniken der jüngeren Steinzeit.

Von **Kurt Bibl.**

Die Gefäße, die uns aus der jüngeren Steinzeit — dem Neolithikum — erhalten blieben, besitzen verschiedene Formen. Wir finden neben der dünnhalsigen Amphore die Becherform und auch die flache Schale, die als Trink- und Speisegeschirr Verwendung fand. Der Töpfer der Urzeit verstand es bereits, seine Erzeugnisse mit einfachen Ornamenten zu schmücken. Diese bestehen in dem Abdruck von Schnüren oder in einer Brandverzierung, die der Handwerker mit Hilfe eines spitzen Instrumentes vor dem Brennen in den weichen Ton einritzte. Das Messer der Menschen im Neolithikum ist ein Stück Feuerstein gewesen. Dieses spröde Material bricht wie Glas mit sehr scharfen Kanten und gibt vorzügliche Schneideflächen. Bei allen Ausgrabungen stoßen wir auf den Pfiemen oder den Locher, d. i. ein künstlich zugespitzter Tierknochen. Gewiß hat der Steinzeitmensch damit die Schnürlöcher seiner Fellkleidung hergestellt. Der Verfasser fand vor einigen Jahren an einer prähistorischen Feuerstelle dicht neben einem Pfriemen den dazugehörigen Schärfer. Es war ein Stück Sandstein, das eine Rinne zum Zuspitzen des Knochens aufwies. Das Ganze machte den Eindruck, als wäre es soeben von einem Urmenschen aus der Hand gelegt worden, dabei hatte es ein Alter von 3000 Jahren. Zur Lederbereitung wurden scharfe Feuersteinspäne, sogenannte Fellschaber verwendet. Als Waffen und Werkzeuge dienten Beile und Hämmer aus Hornblendeschiefer. Daß der neolithische Mensch auch eitel war, beweisen die bei den Toten aufgefundenen Schmuckstücke in Gestalt von durchlöcherten Raubtierzähnen. Ein Landwirt berichtete kürzlich dem Verfasser, daß er Mammutzähne als Totenbeigabe gefunden habe. Leider ließen sich diese Aussagen nicht prüfen, da die Zähne inzwischen verloren gegangen sind. Doch die Möglichkeit ist durchaus gegeben; denn erst vor wenigen Jahren wurde im Süden von Leipzig aus dem Kiesschotter ein fast vollständig erhaltenes Mammutskelett freigelegt, das dann im Grassimuseum — dem Lebenswerk des kürzlich verstorbenen berühmten Völkerkundlers Professor Weule — Aufstellung fand.



Bunte Chronik



* **Merkwürdige Gesetze von ehedem.** Nach einem alten Hamburger Gesetz dürfen die Dienstherrschaften bei entsprechenden Strafen ihre Angestellten nicht zwingen, mehr als zweimal wöchentlich Lachs zu essen. Damals gab es Lachs im Überfluß, und er war fast so billig wie jetzt bei großen Fängen und geringen Nachfragen frische Seefische in Hamburg, die zuweilen von den Düngerfabriken zum Preise von 1 Pfennig für das Pfund angekauft werden. Das alte hamburgische Antilachsgesetz wurde formell noch nicht aufgehoben, besteht noch heute, wird aber gewissenhaft innegehalten, denn der Lachs ist so selten und teuer geworden, daß auch vermögende Leute sich diesen Genuß nicht oft gönnen können. — Ein anderes Gesetz von ehedem wird tagtäglich von Millionen übertreten, obwohl es formell noch nicht aufgehoben wurde. Dieses Gesetz, ein preußisches, verbot das Rauchen auf den Straßen. Bis zum Jahre 1848 wurde dieses Verbot in Berlin strenge aufrechterhalten. Berliner Blätter brachten damals an der Spitze jeder Nummer Klagen etwa folgenden Inhaltes: In den Berliner Straßen darf noch immer nicht geraucht werden. Dagegen dürfen die offenen Rinnsteine die Straßenluft verpesten. Am 18. März 1848 erhoben sich auch die Raucher und erzwangen, was bis dahin verpönt war, die Freiheit, auf den Straßen Zigarren und Pfeifen zu rauchen, und die Polizei ließ geschehen, was sie nicht mehr verhindern konnte.

*

* **Zonen des Schweigens.** Zu den größten Rätseln der See gehören die sogenannten Zonen des Schweigens, die der Funke der drahtlosen Telegraphie nicht durchdringen und nicht überspringen kann. Sehr bekannt ist eine dieser Blindstellen im Indischen Ozean; zu ihrer Erforschung sandte die englische Regierung ein besonders dazu ausgerüstetes Schiff mit einem Stab von Gelehrten an Bord. Das Rätsel blieb: Es erwies sich als unmöglich, in dieser Zone irgendwelche Zeichen zu übermitteln oder zu empfangen, gleichgültig wie stark der Sender war und wie oft man die Wellenlänge wechselte. Es ist klar, daß ein solches Versagen der Funkentelegraphie unter Umständen zu den schwersten Katastrophen führen kann: So führt man z. B. das Scheitern vieler Schiffe auf den Felsen von Cap Race vor Vancouver auf das Vorhandensein eines solchen „Blindfleckes" zurück. Die Erforschung dieser unerklärlichen Erscheinungen durch ein Schiff der englischen Regierung ist daher von großer Bedeutung. Vielleicht findet man hierbei auch den Schlüssel zu den vielen atmosphärischen Störungen, denen die Telegraphie noch unterworfen ist. So ist z. B. die Nachrichtenübermittelung in der Stunde des Sonnenaufgangs und des Sonnenunterganges weniger zuverlässig als zu irgendeiner anderen Zeit. Die Schiffe werden angewiesen, um diese Zeit keine drahtlosen Peilungen vorzunehmen, um Irrtümer zu vermeiden. Auch Klippen oder hohes Land, das zwischen zwei Stationen liegt, beeinflussen den Empfang ungünstig. Die Erfindung der drahtlosen Telegraphie ist jung, aber sie hat bewiesen, daß die See mehr Rätsel enthält, als in der Geschichte der verlorenen Schiffe enthalten sind.

*

* **Jeder Wirt** muß sein Publikum kennen und dessen Wünschen nach Möglichkeit Rechnung tragen. Wenn diese gern Zeitungen lesen, muß er eben Zeitungen halten, lieben sie das Billardspiel, muß er sich ein Billard anschaffen. Am Alexanderplatz in Berlin liegt eine Kutscherkneipe, an deren schmutzigem Fenster ein noch schmutzigeres Schild hängt: „Hier liegt das Berliner Adreßbuch sowie das Strafgesetzbuch zur Einsicht aus." Anscheinend werden beide Bücher von der Kundschaft viel gelesen.

Lustige Rundschau



* **Schwedischer Humor.** Eine junge schöne Dame kam in die Apotheke. Der Provisor, der damit beschäftigt war, Frau Lehmanns Magenpillen zu drehen, sah auf, lächelte freundlich, als er die Schöne sah und ging mit eleganten Bewegungen zum Ladentisch. Mit verlegener Miene fragte die junge Dame, ob es nicht ein Mittel gäbe, Rizinusöl einzunehmen, ohne den Ölgeschmack zu spüren. Das Gesicht des Provisors leuchtete auf. „Wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen, während ich mit dem Apotheker selbst spreche?" fragte er. — Die Dame setzte sich. „Vielleicht darf ich Ihnen inzwischen ein Glas Limonade anbieten?" — „Danke sehr." Der Apotheker ging hinaus und kam mit einem Glas Limonade zurück, das sich die junge Dame gut schmecken ließ. Als sie die Limonade ausgetrunken hatte, fragte sie: „Kommt der Apotheker nicht bald?" Der Provisor lachte zufrieden: „Das war nur ein Vorwand von mir. Das Rizinusöl, vor dem Sie solche Angst hatten, ist in der Limonade gewesen. Die junge Dame wurde bleich und raste zur Tür. „Das ist doch verrückt!" schrie sie, schon in der Tür. „Ich habe doch wegen meines kleinen Bruders gefragt!"

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Wendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.